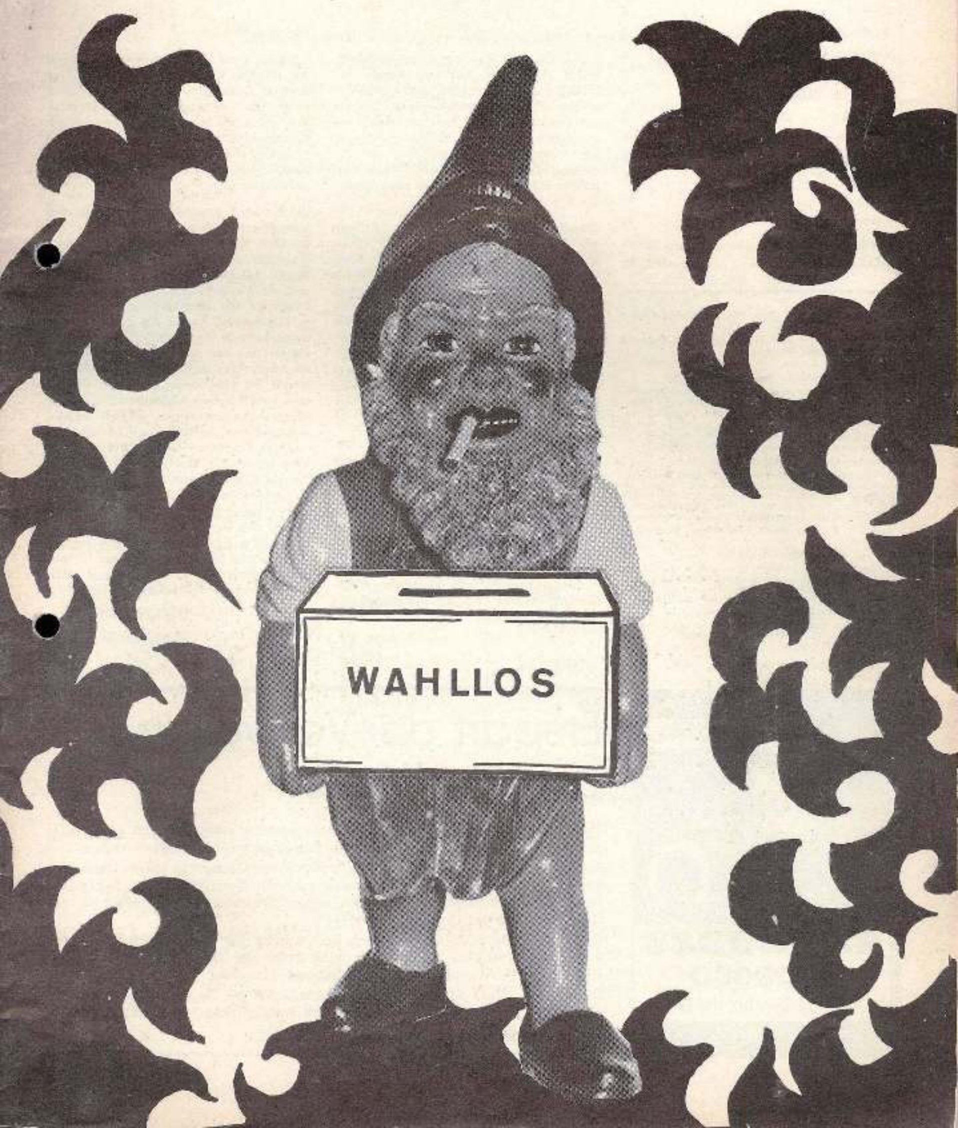
auditorium 52

Januar/Februar 1968

C 20825 F



auditorium

hamburger studentenzeitschrift

in diesem Heft

Impressum: Ausgabe Jan., Febr. 1968 / Verlagsort Hamburg.

Redaktion: Holger-Jens Riemer (verantw.), Christine Radbruch, Ulrich Weisse.

Layout: Eva Rothert.

Titel- und Rückseite: Holger Rust.

Mitarbeiter dieses Heftes: Klaus Michael Benecke, Wolf-Peter Martin, Peter Münder, Reinhold Oberlercher, Gabriele Seydaack, Hans-Christoph Steinhausen, Will Teichert.

Herausgeber: AStA der Universität Hamburg, 2 Hamburg 13, Schlüterstr. 7, Tel. 4 10 30 64.

Verkaufspreis: -,30 DM.

An Studenten der Universität Hamburg: kostenlos. auditorium erscheint siebenmal im Jahr, viermal im Winter- und dreimal im Sommersemester / Zur Zeit gilt Anzeigentarif Nr. 7 / Bankverbindung: Dresdner Bank, Harvestehude 460 20.

Druck: A. Pockwitz Nachf. Karl Krause, Stade/Elbe, Poststraße 11–15.

Auflage dieser Ausgabe: 10 000.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bücher übernehmen wir keine Gewähr. Gezeichnete Beiträge stellen die Meinung des Verfassers dar. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

Vorlesungs- und Seminarkritiken werden anonym veröffentlicht. Die Namen der Verfasser sind der Redaktion bekannt.

Leserbriefe

Betrifft: Rektor-Plakat, AStA-Stellungnahme

(. . .) Diese „Stellungnahme" entstellt: Rektor Ehrlicher „ruft" in seinem Anschlag nicht dazu „auf", daß Studenten gegen „Kommilitonen vorgehen, die mit der Hochschulreform Ernst machen"; sie unterstellt dem Rektor, daß er sich gegen Studenten wende, die tatsächlich „mit der Hochschulreform Ernst machen" wollen. Rektor Ehrlicher wendet sich allein gegen die Störer.

Diesen Störern — professionellen Störern wie der Roth — aktivierten, um Oberstörer Oberlercher gescharten SDS-Clique — unterstellt der AStA, daß sie „mit der Hochschulreform Ernst machen und ihre Kritik an der Lehrveranstaltung in Vorlesungen in Diskussionen vorbringen wollen". Daß Hochschulreform nicht Ziel, Kritik an der Lehrveranstaltung nicht Zweck der Tätigkeit der Störer ist, haben die vergangenen Ereignisse um die „Wenke-Vorlesung" allzu deutlich gezeigt.

Dies alles scheint der AStA nicht gesehen zu haben, oder, da man ihm einen solchen Grad an Unkenntnis und Uniformiertheit nicht zutrauen dürfte, sehen zu wollen. Dann aber bleibt die Folgerung: der AStA steht hinter den Störern. Seine „Stellungnahme" zu dem Rektoranschlag ist bewußte Entstellung, böswillige Unterstellung. Genügt es, publizistische Zumutungen vom Schlage derartiger „AStA-Stellungnahmen" nur zu kritisieren, nur als billige Demagogie zu entlarven?

Klaus Schedukat, cand. phil.

Betrifft: audi-Stil; audi 51: Leibfried

Liebes auditorium!

Ich kann's mir nicht verkneifen, auch mal ein bißchen Kritik loszulassen: die Themen im auditorium sind ja ganz interessant — aber wäre es nicht vielleicht möglich, sich ein bißchen eingängiger und allgemeinverständilcher auszudrücken? (Sie brauchen nicht gleich an's Abendblatt zu denken, ich bezog mich auf den Stil, nicht auf den Inhalt.)

Die Art der Formulierung ist oft dermaßen kompliziert und mit Fremdwörtern gepflastert, bzw. mit soziologischer, politologischer etc. Fachterminologie vollgestopft, daß man entweder extra viel Zeit und ein Wörterbuch braucht, um sich den Inhalt für ein akademisches Normalhirn zu übersetzen — oder die Zeitung ungelesen beiseite legt. Erfolg: Sie werden in erster Linie von den Leuten gelesen, die eh schon Ihrer Meinung sind und sich intensiv mit den entsprechenden Problemen befaßt haben. Musterbeispiel: der an Wiederholungen reiche, leidlich schwerverständliche Aufsatz von Leibfried. Ich war der kindlichen Meinung, das auditorium sei für die Mehrzahl der Studenten da und sollte infolgedessen auch für diese verständlich sein? Und dachte mir, Sie hätten vielleicht ein gewisses Interesse daran, die weniger Interessierten anzusprechen und anzuregen, um eine breitere Resonanz zu haben? Ich plädiere für eine Demokratisierung (= Volk aufs Maul schauen) der Ausdrucksweise des audi.

Mit besten Grüßen
Hiltrud Quicht

Erspart der Verwaltung die Bürokratie!

Coincidentia oppositorum? Auch Uni-Angestellte arbeiten nicht gern unter dem Druck der Schlange, in der Studenten nicht weniger ungern stehen.

Regierungsrat Steffens von der Universitätsverwaltung legt jedem Studenten nahe, der in Hamburg weiter studieren will: Beantragt Eure Fahrpreisermäßigung schon vor Beginn des neuen Semesters. Ab 4. März in der Geschäftsstelle der Uni (Zimmer 150).

Ortsabwesende Studenten können den Antrag per Brief samt Studentenausweis übersenden. Ab 4. März wird ihnen die Bescheinigung kostenlos zugeschickt. — Wenn's sein muß, selbst nach Honolulu.

Dafür bittet Herr Steffens mit Rücksicht auf seine Angestellten um Nachsicht, daß er nach dem 9. April nur noch Anträge von Neuimmatrikulierten abstempeln lassen kann.

Parlamentswahlen WS 67/68

Wahlbeteiligung 52, 47 % (45, 86)

Wahlkreis 1 (Theologen): 62, 50
Wahlkreis 2 (Juristen): 53, 45
Wahlkreis 3 (WiSo): 56, 01
Wahlkreis 4 (Mediziner, Vorkliniker) 48, 65
Wahlkreis 5 (Mediziner, Kliniker) 53, 79
Wahlkreis 6 (Philosophie) 56, 26
Wahlkreis 7 (Erzwissens.) 50, 66
Wahlkreis 8 (Mathematiker u. a. Naturwiss.) 42, 14

Urabstimmung: Beteiligung der wahlberechtigten Studenten 45,2 %

abgegebene Stimmen: 8352, davon ungültig: 362, Stimmenthaltung: 1066

Nein-Stimmen: 4161 (60,1 % der qualifiziert abgegebenen Stimmen)
Ja-Stimmen: 2763 (39,9 % der qualifiziert abgegebenen Stimmen)

Die gewählten Kandidaten der einzelnen Fakultäten (in der Reihenfolge)

Wahlkreis 1 (Theologen):
1. Jürgen Ebach
2. K. H. Wierig

Wahlkreis 2 (Juristen):
1. G. H. Behlmer (SHB / AKDU)
2. Dirk Fischer (RCDS)
3. R. P. Buchheld
4. M. Deter (SDS)

Wahlkreis 3 (WiSo):
1. H. Bauer (SHB / AKDU)
2. D. Soltau (SHB)
3. A. v. Fircks
4. A. Tippe (AKDU)
5. J. Ludewig (CDU)
6. R. U. Harms (CDU)
7. C. Cordes (LSD)
8. M. Grau
9. U. Hempel

Wahlkreis 4 (Mediziner, vorklinisch):
1. R. Rössig
2. J. Schubert

Wahlkreis 5 (Mediziner, klinisch):
1. K. Tempel
2. K. R. Fabig (SDS)
3. A. Flügge

Wahlkreis 6 (Philosophen):
1. G. Supplitt (Wahlgem. Phil. Fak.)
2. W. Krohn (AKDU)
3. K. Schedukat (Aktion 68)
4. P. W. Reuter (Wahlgem. Phil. Fak.)
5. J. Fischer (Aktion 68)
6. H.-J. Riemer (SHB)
7. H. H. Müller
8. O. Herz (AKDU)

Wahlkreis 7 (Erziehungswissenschaft):
1. J. Bruhn
2. K. Kolbe (CDU)
3. G. Helmrich (FDP)
4. H. Brand
5. M. Th. Fischer
6. S. T. Babilas (CDU)
7. B. Pöhls

Wahlkreis 8 (Math.-nat. Fak.):
1. U. Wegener
2. K. Hinrichsen
3. M. Deneke
4. C. H. Bunzel (SDS)
5. R. Christian

Will Teichert
Peter Martin

Das ist es eben,
man denkt nicht nur,
man will auch leben.
(Busch)

Warten auf Honnef

Ihr Geld werden Sie nicht bekommen. Jedenfalls nicht, wenn Sie zur philosophischen oder zur Wisofakultät gehören. Sie bekommen es ganz sicher nicht, wenn Ihr Name unter die Rubrik S–Z (phil) oder A–M (WISO) fällt. Denn dann zählen Sie zu den Auserkorenen, die auf ihr Honnef vergeblich warten. Und Sie werden bis Mai 1968 warten, wenn nichts geschieht...

Denn in der Beneckestraße Nr. 13 lagern 800 unbearbeitete Anträge auf Förderung nach dem Honnefer Modell. Chaotische Zustände personeller und prinzipieller Natur machten dem Studentenwerk bisher eine fristgemäße Bearbeitung unmöglich.

Chaos Nr. 1:

Im Sommersemester 1966 bewilligte die Hochschulbehörde 11 Sachbearbeiterinnen für die eingegangenen 4584 Anträge und 2137 Sonderfälle (Härtefälle, Darlehen etc.), d. h. ca. 500 Anträge pro Sachbearbeiterin und Jahr, obwohl bereits 1965 im Geschäftsbericht des Studentenwerkes Klage über unzureichende Besetzung geführt wurde. Trotzdem hatte die Hochschulbehörde damals auf eine Verringerung der Arbeitskräfte in der Förderungsabteilung bestanden. Eine als Verwaltungsvereinfachung gedachte Umstellung von Anträgen pro Semester auf jährliche Berechnung erwies sich als Bumerang, denn „die zahlreichen Umrechnungen (schätzungsweise 2000 jährlich) hoben die angestrebte Vereinfachung wieder auf". (Bericht des Vorstandes über das Wirtschaftsjahr 1965, S. 9.)

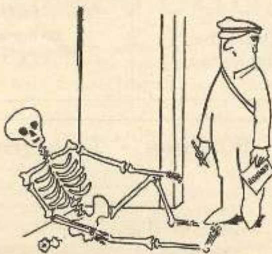
Die Misere kulminierte in diesem Semester. Von den 11 Sachbearbeiterinnen sind nur noch 9 einsatzfähig, 2 davon nur bedingt. Erschwerend kommt hinzu, daß im vergangenen Jahr 273 Ausfalltage zu verbuchen waren, also praktisch eine weitere Arbeitskraft für das gesamte Jahr ausfiel. Darüber hinaus stand die angeschlagene Behörde einer Flut von Mehranträgen gegenüber (sprich 450!), verursacht durch die Aufforderung des AStA im letzten Juni, sich verstärkt um Förderung zu bemühen. Ergebnis: 400 unbearbeitete Anträge. 400 halbfertige Anträge. Ein unbestimmtes Kontingent von Anträgen, das im Rechenzentrum bis auf weiteres lagert. 1000 nicht bearbeitete Darlehnsanträge. Die Abhängigkeit des Studentenwerkes von der Gesundheit seiner Angestellten ist geradezu lächerlich. Beängstigend dagegen ist seine Abhängigkeit von der Dummheit der Studenten. Denn wenn alle Studenten, die nach Einkommenslage ihrer Eltern in Frage kämen, von der Möglichkeit Gebrauch machten (was keineswegs der Fall ist), würde das gegenwärtig den Zusammenbruch der Förderungsabteilung bedeuten.

Chaos Nr. 2:

Mit Geld ist also für die genannten Gruppen vorerst nicht zu rechnen. Doch es gibt einen Ausweg. In Härtefällen will das Studentenwerk kurzfristige Darlehen gewähren. Formaljuristisch ist das allerdings nur möglich, wenn der Hauptförderungsantrag bereits in Arbeit ist. Da dies in den genannten Fällen nicht zutrifft, hat sich die Leitung angesichts der hoffnungslosen Lage entschlossen, in besonderen Fällen diese Darlehen trotzdem zu gewähren. Der ganze Widersinn wird hier besonders deutlich, denn gerade die Zeit, die für die Bearbeitung der Hauptförderungsanträge so dringend benötigt wird, verwendet man nun auf die Bearbeitung der kurzfristigen Darlehen.

Chaos Nr. 3:

Die personellen Schwierigkeiten haben ihre Wurzel nicht nur in der Lethargie der Hochschulabteilung, sondern sind hauptsächlich notwendige Folge der ungenügenden strukturellen Festigung des Studentenwerkes seitens der Richtliniengeber: Bundesinnenminister und Kultusministerkonferenz. Bereits im April 1967 forderte die Konferenz des Studentenwerkes in Würzburg neue Richtlinien, die u. a. eine Erhöhung der Semesterbeiträge



um je einen Monat und die Erhöhung des Förderungsbetrages von maximal DM 290,– auf DM 320,– vorsahen. (Kath'sche Erhebung.) Diese Empfehlungen wurden ein Opfer bundesdeutscher föderaler Bildungspolitik. Die Wünsche des Studentenwerkes gingen an die Kultusminister, die sich daraufhin mit ihren Kollegen vom Finanzressort ins Einvernehmen setzten. Nach eingehender Beratung gingen die Empfehlungen weiter an den Bundesinnenminister, der sein Urteil von dem des Bundesfinanzministers abhängig machen wollte. (Siehe Talsohle).

Ergebnis: Januar 1968 – also 9 Monate nach Veröffentlichung der Empfehlungen wurde das Kind geboren: Der Bundesminister für Finanzen stimmte der mit Rundschreiben vom 8. Juni 1967 angekündigten Neufassung der Förderungsrichtlinien für 1968 zu. Von einer Erhöhung des Förderungsbetrages von monatlich 290,– DM auf 320,– DM ist hier allerdings nicht mehr die Rede. Der Verlängerung der Semesterbeiträge um je einen Monat (im WS wie auch im SS) wurde grundsätzlich zugestimmt, doch blieb es offen, ob diese Regelung bereits für das laufende WS 67/68 gilt, oder erst vom kommenden SS an. Diese Frage wurde vertagt auf die Sitzung des Unterausschusses für Studentenangelegenheiten der Kultusministerkonferenz am 18./19. Januar 1968 in Saarbrücken. Bis heute war das Studentenwerk Hamburg e. V. noch immer nicht über das Ergebnis dieser Konferenz informiert.

Die Förderungsabteilung war also gezwungen, die Anträge für das laufende WS zu bearbeiten, ohne verbindliche Richtlinien zu besitzen. (Das allerdings ist keine so neue Situation für die Betroffenen, da die Richtlinien ohnehin jährlich mindestens einmal geändert werden. Was nicht zuletzt die Arbeit der Angestellten über Gebühr erschwert: Umstellung auf neue Berechnungsgrundlagen, Neubearbeitung bereits abgefertigter Anträge etc. Nach Ansicht ihrer Vorgesetzten leisten sie ohnehin schon eine Arbeit, für die sie nicht angemessen entlohnt werden, ein zusätzlicher Grund der Personalschwierigkeiten.) Ohne feste Richtlinien zog man es vor, lediglich Geld für 4 statt 5 Semester zu bewilligen. Ein klarer Entscheid für Plisch und Plum, und

gegen die Studenten. Die zu erwartende positive Entscheidung stellt das Studentenwerk vor neue Schwierigkeiten: Die zu 80 Prozent bewilligten Entscheide müssen dann durch Zusatzanträge ergänzt werden, deren Bearbeitung die Erledigung der noch ausstehenden 20 Prozent der Anträge immer utopischer werden läßt.

Chaos Nr. 4:

Besonders benachteiligt durch die Ziellosigkeit des Honnefer Modells werden die Studenten, die ihre Hochschulreife auf dem zweiten Bildungsweg erlangt haben. „Auf der 5. Hochschulkonferenz war zwar empfohlen worden, Studierende des zweiten Bildungsweges ohne Rücksicht auf die Einkommensverhältnisse zu fördern, die Richtlinien wurden jedoch bislang nicht entsprechend geändert. Da eine generelle Richtlinie fehlt, ..." (Bericht des Vorstandes für das Wirtschaftsjahr 1966, S. 11). Das war 1965. Im Januar 1968 fehlt die Richtlinie noch immer.

Es entsteht die absurde Situation, daß die Schüler des zweiten Bildungsweges in den Kollegs von den Ländern gefördert werden, um nach Erlangen der Hochschulreife akuter finanzieller Not ausgesetzt zu sein. „Immer wieder wurde festgestellt, daß die Richtlinien nicht ausreichen, hochbegabte Studierende des zweiten Bildungsweges zu fördern." (Bericht des Vorstandes für das Wirtschaftsjahr 1966, S. 11).

Von Ende November 1967 bis Ende Dezember unterlag das Studentenwerk Hamburg einer Prüfung des Landesrechnungshofes. Die obengenannten Mißstände konnten die Rechnungsprüfer bereits in den Geschäftsberichten der Jahre 65 und 66 nachlesen. Dennoch nennt es der Leiter des Studentenwerkes Hamburg e. V., Professor Lemitz, Optimismus, eine Änderung dieser Zustände zu erwarten, vielmehr befürchtet er eine weitere Verringerung seiner Mitarbeiter.
Die Antwort des Landesrechnungshofes ist frühestens in 6 Monaten zu erwarten.

In der Zeitschrift „Zwischen den Zeilen", die von engagierten jungen Theologen in Flensburg herausgegeben wird, erschien kürzlich (Heft 7) ein Offener Brief an Prof. D. Thielicke. Diese Entgegnung namhafter „Linksprotestanten" — unter ihnen Holger Hoffmann und Gerhard Jastram —, die zum Teil selbst Schüler Thielickes waren, dürfte, so fürchten wir, dazu angetan sein, das Gespenst der Verzweiflung auch in den locus amoenus zwischen Kanzel und Katheder eindringen zu lassen. Wir veröffentlichen einen Auszug.

Geräuscherzeuger

Sie behaupten, daß einige „Funktionäre" das Studium gegen hauptberufliche „Geräuscherzeugung" eingetauscht hätten. Wir können diese Behauptung nicht nachprüfen. Da wir aber selbst in unserem Bereich nebenberufliche „Geräuscherzeuger" sind, fühlen wir uns von Ihrem Vorwurf mitbetroffen. Manche von uns haben bei Ihnen „Ethik" gehört. Haben wir Sie damals falsch verstanden, wenn wir annahmen, daß es sich um konkrete Ethik handelte? Darf man nicht erwarten, daß Sie mit derselben analytischen Schärfe, mit der Sie damals Ihr Ja zur atomaren Verteidigung begründeten, heute zu den revolutionären Kriegen in Asien und Afrika Stellung nehmen? Wir wurden an der Universität zur konkreten Predigt angehalten. Sollten die „Geräuschvollen" davon einiges begriffen haben? Was die Studenten beim Hören vieler Vorlesungen bedrückt, ist dasselbe, was man an unseren Predigten mit Recht bemängelt: Sie bleiben außenvor. Sie tangieren nicht das wirkliche Geschehen.

Zu Ihren Klagegesängen über Deutschland wollen wir nicht viel sagen. Wenn Sie tatsächlich der Meinung sind, nicht mehr helfen zu können, überlassen Sie es andern, die Ihre Resignation noch nicht teilen mögen. Sie müssen uns erlauben, Ihre private Verzweiflung nicht so interessant zu finden. Wir ziehen es vor, statt dessen ein paar naheliegende Schritte zu tun.

Daß Ihre Kollegen an der Not der Universität so intensiv leiden, erscheint uns zweifelhaft. Jedenfalls scheint es ein Leiden zu sein, mit dem sich's leben läßt, auch über Jahrzehnte hinweg. Konkrete Initiativen zur Hochschulreform hätten uns schon zu unserer Studienzeit mehr Eindruck gemacht als derlei tragische Bekundungen.

Sie malen in diesem Zitat das Bild einer apokalyptischen Vision: „Mit Gebrüll und Terror hat es auch damals angefangen." Sie sehen also in den studentischen Unruhen als Gefahr von „links", was damals von „rechts" über unser Volk hereinbrach. Auch wir sind von den anarchistischen Begleitumständen dieser Unruhen nicht erbaut. Wir bemühen uns aber, zu verstehen, wieso es zu ihnen kommt. Der Grund liegt darin, daß nach Lage der Dinge ein geordneter Prostest ohne Resonanz bleibt. Folglich ändert man die Methode. Nur so können neue Ordnungen die Aufmerksamkeit finden, die ihnen gebührt. Sie sehen darin einen Aufruhr gegen die „Ordnung überhaupt". Aber die „Ordnung überhaupt" gibt es gar nicht. Sie ist eine ideologische Hypostase, die zur Perfektion zu entwickeln, den Nazis vorbehalten blieb. Man darf wohl daran erinnern, daß der braune Terror im Namen von „Zucht und Ordnung" gewütet hat. Von daher ist ein Vergleich mit „linker" Anarchie, deren Motiv Verzweiflung am Bestehenden ist, reichlich unpassend. Fing es nicht damals damit an, daß die rechte Bourgeoisie im Verein mit reaktionären kirchlichen Kreisen eine wahre Hexenjagd gegen die angebliche „Gefahr von links" betrieb? Reichen die Wurzeln des Übels, das Sie beschwören, nicht in die Zeit des 1. Weltkriegs und noch weiter zurück? In die Atmosphäre der Kriegspredigten und der vaterländischen Frauenvereine? In das sträflich-infantile „Gedankengut" des von Ihnen so geschätzten Walter Flex? Was ein Sieg der linken Revolution uns gebracht hätte, wissen wir nicht. Wir sehen aber das Ergebnis der Revolution von rechts: die totale Zerstörung Deutschlands und die Teilung unseres Vaterlandes.

> **Thielicke an Abiturienten:**
>
> „Gelobet seien die Fragenden und die Unruhigen."
>
> (Aus: prominente antworten, abitur-zeitschrift des gymnasiums st. georg, 1964.)

Hiermit veröffentlicht das auditorium die erste ‚ordentliche' Vorlesungsrezension. Sie ist Prof. Schneider zugesandt worden, damit wir sie zusammen mit dem Kommentar, um den wir Prof. Schneider gebeten haben, abdrucken können. Leider haben wir von Prof. Schneider bis Redaktionsschluß keinerlei Nachricht erhalten. Wie wir von dritter Seite erfahren, ist Prof. Schneider zur Zeit erkrankt. Wir müssen diese Vorlesungsrezension deshalb ohne die Stellungnahme des kritisierten Dozenten zur Diskussion stellen.

Vom Drama des Expressionismus

Vorlesungsrezension: Karl Ludwig Schneider: „Das expressionistische Drama", WS 1967/68, Di./Fr. 16–17 Uhr, Audimax II

Der Expressionismus ist – bis auf wenige Ausnahmen in der Lyrik – bis heute von geringer Wirkung geblieben. Weniger als eigenständige Kunstepoche denn als Vermittler in der Phase des Überganges hat er eine gewisse Bedeutung gewinnen können.

Dergleichen Einsichten muß sich offensichtlich ein Professor der Germanistik verschließen, und gleichermaßen scheint für ihn die Frage tabu zu sein, ob denn der „Expressionismus" – und besonders das Drama – überhaupt lohne; denn die Vorlesung Schneiders ist Ausdruck und Bestandteil der Bemühungen in der Germanistik, diese Literaturepoche so einzig deutschen Ursprungs und Wesens für die Studenten konsumgerecht und keimfrei aufzubereiten. Im Dritten Reich als „entartete Kunst" verbannt, bot sich nach dem Kriege der Expressionismus als makelloses Objekt an, auf das sich Forschersinn und wissenschaftliche Akribie ungeprüft stürzen konnten. Würde ein Literaturwissenschaftler sich diesen Zusammenhang einsichtig machen, so müßte er nicht nur die Illusion von der Eigenständigkeit und Geschlossenheit des Expressionismus zerstören, sondern auch aufzeigen, daß der Sprachschwulst und der irrationale Gefühls- und Massenkult des Expressionismus in die Literatur des Dritten Reiches einmündet und dort erst unbestreitbar einen gewissen Höhepunkt erreicht.

Indes: auch Schneider weiß, wozu man ihn (den Expressionismus) (miß)braucht: als leicht handhabbares Prüfungsgebiet; als Alibi für die Aufgeschlossenheit der Germanistik gegenüber „moderner" Literatur – über den Expressionismus hinaus gedeihen nur ganz seltene Vorlesungen und nur wenige Oberseminar-Zirkel. Viel bedeutender als der Expressionismus – sowohl geistesgeschichtlich wie literarisch – ist der zeitparallele Dadaismus. Schneider erwähnt ihn in seiner Vorlesung überhaupt nicht. Wie er ihn einschätzt, mag ein Zitat aus seinem jüngst erschienenen Buch „Zerbrochene Formen" erhellen: „Diese Einbeziehung des Alltäglichen ist im stofflichen Bereich eine Parallelentwicklung zur Modernisierung der bildlichen und sprachlichen Ausdrucksmittel. Der Dadaismus hat diese Tendenz später radikalisiert und die Rechtfertigung des Alltäglichen in der Dichtung zu einem Kult und einer Metaphysik der Banalität gesteigert." [1])

Zeugt dieses Urteil von schlechter Information oder muß es Schneider gar als Mißverständnis angelastet werden?

Mit seinen ausgreifenden Analysen – über Vorläufer, Vorbilder und Gegner des Expressionismus etwa – suggeriert Schneider seinen Hörern das Bild einer geschlossenen Bewegung, die der Expressionismus keineswegs ist. Daneben stellt er eine Fülle von Einzeluntersuchungen, die in Zusammenhang zu setzen er sich erspart. Selbst wenn er in Sprach-, Stil- und Themenanalysen darauf stößt, wie sehr gerade das expressionistische Drama der literarischen und gesellschaftlichen Tradition verwachsen ist, so erwähnt er das nur in beiläufigen Nebensätzen.

Ähnliche Behandlung erfährt die soziale Vorstellungswelt der Dichter: über launige Bemerkungen kommt Schneider nicht hinaus. Bei Georg Kaiser wird chronische Geldknappheit festgestellt, bei Sternheim Überfluß – es fehlt der methodologisch klare Ansatz für die Untersuchung der äußerst wichtigen Beziehungen des Expressionismus zur Gesellschaft. Statt dessen werden die Hörer mit biographischen Einzelheiten gefüttert, deren Belanglosigkeit sich kommentarlos zur Schau stellt.

Seinem eigenen Ansatz treu, läuft Schneiders Expressionismus-Deutung in der Vorlesung wie in seinem Buch schließlich auf den gefährlichen Begriff des „Antitraditionalismus" hinaus [2]). Damit wird die übliche unfruchtbare Beschäftigung mit dem Gegenstand fortgesetzt, werden Zusammenhänge verschleiert und die – vorhandenen – gesellschaftlichen Abhängigkeiten und Bedingungen ignoriert.

Sehr anfechtbar wird Schneiders Expressionismus-Interpretation endlich, wo sie zu nahe an die Paraphrase gerät. Georg Kaisers Begriff des „Neuen Menschen" übernimmt er von diesem und sieht ihn ebenfalls im Mittelpunkt der Gas-Trilogie, auch wenn er zu diesem Zweck vorher alle sozialen Fragen des Themas abqualifizieren und abtrennen muß. Unerklärt, undiskutiert, gerade so wie er ihn beim Dichter vorzufinden meint, hängt der „Neue Mensch" bei ihm noch mehr in der Luft als bei Kaiser, und noch dunkler und geheimnisvoller geistert er durch die Köpfe und Kolleghefte der Studenten. [3])

Bedenklich langatmig – über eine halbe Vorlesungsstunde – behandelt er Kornfelds zweifelhaften Aufsatz „Der beseelte und psychologische Mensch" [4]).

Ständig übernimmt er unklare Begriffe und Begriffspaare wie „neue Kunst" – „materialistische Dichtung", „Beseeltheit" – „Materialismus" und „Wirklichkeit" usw. Ein Satz wie „Die Beseeltheit ist einer der vielen tastenden Begriffe des metaphysischen, irrationalen Lebensgefühls" bleibt ohne Kommentar stehen. Verständlich, daß er die Frage nach den Ursachen der unklaren Begrifflichkeit nicht stellt, übernahm er sie doch selbst. Ähnliches gilt für den von Barlachs „Der arme Vetter" entnommenen Begriff des Höheren.

Diese ausführliche Wiedergabe von Originaltexten mit Verdoppelungseffekt korrespondiert den Auslassungen. Aus Kornfelds Aufsatz seien nur zwei Beispiele, zwei Zitate beigebracht. Sie stehen für sich, weil gerade hier für Kornfeld und für den Expressionismus überhaupt äußerst wichtige Dinge angesprochen werden und Begriffe fallen, die einen wesentlichen Ansatzpunkt für die kritische Beurteilung der Positionen erlauben. Schneider unterschlägt sie.

„Meinungen des Verstandes sind nichts wert, der Geist des menschlichen Wesens hat Erkenntnisse und Axiome, die er unbegreiflich auf diese Welt mitbringt. Meinungen hat jeder: im besten Fall sind sie richtig. Der Kluge beherrscht die Logik, jene Leiter, die überall angesetzt werden und also überall einführen kann

— doch was macht im letzten Grunde die Persönlichkeit aus?"

„Es ist, als müßten die Menschen täglich und stündlich, immer von neuem aufgewühlt, ihre Hülle durchbrechen, der Alltag von ihnen gerissen werden, damit auch der Vernünftigste noch erinnert wird und ahnt, daß auf dem Grund auch seines Wesens der Keim zu jenem Wahnsinn liegt, der nicht die Verwirrung, sondern die Überwindung der Vernunft ist, jener Vernunft, die, von der Logik geführt und von den Merkmalen seiner zufälligen Individualität beherrscht, seine Tage erfüllt." [6])

Wenn auch die „eigene Blickrichtung" in der Vorlesung nie zur Sprache kam, so erfuhr sie doch eine gewissermaßen negative Definition: Möglicherweise angeregt durch die Ereignisse an der Universität, ging Schneider auf die „Kritik an Kaiser" aus dem „marxistischen Lager" ein. (Lukacs und Bloch und die Darstellung ihrer Auseinandersetzung mit Kaiser bei Hohendahl.) [7]) Meinte Schneider, es handele sich dabei eben um „eine ganz andere Blickrichtung".

Zuletzt soll der Stil des Dargebotenen noch kurz bemängelt werden: Immer noch sind Schneiders werkgeschichtliche und bibliographische Angaben eine Zumutung. Zwar werden neuerdings wenigstens die Namen der Verfasser lesbar an die Tafel geschrieben, aber immer noch werden die näheren Daten zu schnell und nicht mitschreibbar heruntergelesen. Es müßte doch möglich sein, eine Bibliographie mit Hervorhebung besonders wichtiger Literatur zu hektographieren und in den ersten Sitzungen zu verteilen. Außer der Zeit- und Arbeitsersparnis für die Hörer wäre es diesen nun möglich, die wichtigsten Texte **vorher** zu erarbeiten und möglicherweise **während** der Vorlesung schon einen eigenen kritischen Aspekt zu gewinnen. Ferner regt nach wie vor der monotone Vortrag ohne Akzente die Studenten nicht sonderlich zum eigenen Arbeiten an. Er macht sie vielmehr zu unkritischen Konsumenten der Schneiderschen Thesen.

Ebenso dysfunktional wird das Zitieren gehandhabt. Im ständig überhasteten Tonfall, der trotzdem oder deswegen doch wieder wie Monotonie wirkt, verliest er Stellen aus den Texten, die er nach Gesichtspunkten komischer Effekte ausgewählt hat, um damit unkritisches Wohlwollen seiner Hörerscharen einzustreichen. Er ist sich nicht bewußt, daß diese Effekthascherei den teilweisen Leerlauf seiner Vorlesung nur unvollkommen übertünchen kann.

Anmerkungen:

1) Karl Ludwig Schneider: Zerbrochene Formen. Wort und Bild im Expressionismus. Hamburg 1967, S. 43
2) a.a.O. S. 33 ff
3) s. a.: Bernhard Diebold: Der Denkspieler Georg Kaiser. Frankfurt 1924. E. A. Tivian: Georg Kaiser und seine Darstellung im Expressionismus, München 1947
4) Paul Kornfeld: Der beseelte und der psychologische Mensch. In: Das junge Deutschland. 1. Jahrgang, Heft Berlin 1918
5) a.a.O. S. 2
6) a.a.O. S. 12
7) Peter A. Hohendahl: Das Bild der bürgerlichen Welt im expressionistischen Drama. Diss. Hamburg 1967

Igel-Pädagogik

Vorlesung Nr. 1791, Einführung in Didaktik und Methodik des Volksschulunterrichtes auf Hospitationsbasis.

Der Regisseur des Ereignisses heißt Prof. Walter Jeziorsky, Leiter der Abt. I, Grundschulunterricht am Pädagogischen Institut. Er nennt sich und wird genannt Jezi.

Jezi, der „40 Jahre beim Geschäft" ist, „weiß", daß das Volksschulkind „nicht in der Lage ist, etwas lange zu behalten, so schnell zu lernen und zu verstehen..."

So findet für ihn beim Nacherzählen von Dichtung eigentlich nur eine Abwertung derselben statt. „Es kommt ja nur eine billige Inhaltsangabe dabei heraus. Das Eigentliche der Dichtung wird in Banales umgemünzt." (Das ist die Unmöglichkeit jeder Literaturkritik, Jezi.). Seine Lösung: Der Lehrer soll lieber selbst erzählen. So hat man „das Erlebnis tiefer eingepflanzt".

„Der Begriff Heimatkunde ist unhaltbar." So ist der Igel für Stadtkinder kein Heimatbestandteil. Deshalb nennt Jezi es „Allgemeinbildenden Unterricht", „Weltkundlichen Unterricht". Die Kinder sollen die Verhaltensweisen des Igels im Winterschlaf sowie „die Wirkens- und Sinnzusammenhänge der Igellebensweise" kennenlernen. Er lehnt jedwede anatomische oder morphologische Betrachtungsweise ab. „Wir wollen die Kinder über Lebenserscheinungen informieren..

Das sind die Phänomene des Lebens, die uns staunend und stumm machen." Nicht das Pferd, sondern die Erhaltung des Pferdeinstinktes trotz der Domestizierung interessiert ihn; nicht das Vogelskelett, sondern „die geheimnisvollen Dinge des Vogelzuges". „Das ist für mich das Repräsentative, die Kinder mit Vögeln zu beschäftigen." Ebenso verfährt er mit der gesamten Natur. Er will „die Kinder staunend erleben lassen". Daraus folgt „die Ehrfurcht vor dem Lebendigen, das es zu erhalten gilt". „Ich will mich freimachen von der systematischen..."

„... Sie wissen, der Bitterling, ein ganz merkwürdiger Bursche..." Gemeint ist ein Pilz.

„Diese Schwerpunktsverlagerung in unseren Lehrplänen vollziehen sich auch in anderen Fächern. Der antropomorphe Blick ist der entscheidende und nicht die materialistische, systematische, funktionelle Betrachtung."

Jezi wird sich nicht mehr ändern. Er ist zu lange beim „Geschäft". Er ist wenigstens ehrlich. Keine wissenschaftliche Methodik soll in die Volksschule eindringen, es sollen emotionelle Anker geworfen werden. Da es den Ethikern nicht gelingt, etwas Praktikables zu formulieren, zieht der sich „modern" verstehende Pädagoge als Ersatzmann ins Volk. Dort sollen sie wuchern, die austauschbaren Emotionen.

NEWS & CURIOSA

Im Juli 67 wurde in Bonn von studentischen Organisationen der „Studenten-Rechtshilfe-Fonds e. V." gegründet. Er hat die Aufgabe, Studenten, die aus rassischen, religiösen, politischen oder sozialen Gründen verfolgt werden oder in Schwierigkeiten geraten sind, zu unterstützen durch die Ermöglichung sachgerechter juristischer Beratung und Vertretung — besonders für ausländische Kommilitonen — und damit verbundener materieller Hilfe.

*

Wie das Leben so spielt . . . Rektor Ehrlicher nahm Stellung zu den Disziplinarverfahren gegen fünf „Störer" aus der Vorlesung Prof. Wenkes. „Rein zufällig sind es drei SDS-Mitglieder." Zufällig sind es aber fünf, d. h. alle. Der Zufall wird noch zufälliger, wenn der Rektor es ablehnt, zu den Informanden etwas zu sagen. Wie sagte doch Hegel? Der Zufall ist die absolute Notwendigkeit.

*

Das Hamburger Extrablatt sucht Mitarbeiter: für Redaktion, technischen Stab oder als Verkäufer. (Tel. 22 73 46, jeden Tag 12—14 Uhr Mensa Schlüterstr. an der Milchbar.)

*

Rektor Ehrlicher hat am 26. Januar ein „Sonderprogramm 1968" für die Universität der Öffentlichkeit vorgestellt. Kernpunkte: Ausweitung der Lehrkapazität, verbesserte Kontakte zwischen Dozenten und Studenten und Studenten untereinander, Stellung der nichthabilitierten Dozenten in der Universität. Von 102 neuen Planstellen, davon 45 für Assistenten und 42 für Wissenschaftliche Räte, verspricht sich Rektor Ehrlicher eine merkbare Verbesserung der Lehrverhältnisse.

*

Verboten wurde „Verdammte Zeit" von Peter Ekberg, Gala Verlag (S. Rezension auditorium 41/7/66/S. 14). Darüber hinaus stellten zwei diensteifrige Polizisten Strafantrag gegen den Verlag. Dies Verfahren wurde eingestellt; gleichzeitig aber beschlagnahmte die Kriminalpolizei auf Beschluß des Amtsgerichtes Hamburg, Richter Vogt, die Produktion. Das Gericht befand trotz positiven Literaturgutachtens von Prof. Singer, Hmb., auf unwerte Literatur. Das Verfahren ist auf dem Instanzenweg. Der Autor hat sein Erscheinen zum Prozeß angekündigt. Für einen negativen Prozeßausgang plant Verleger Krohn eine öffentliche Bücherverbrennung des Werkes. Er überlegt noch, was er an Büchern zwecks Selbstreinigung des Volkes nachlegen könnte.

NEWS & CURIOSA

STUDENT '58

unter der Lupe

Der Immatrikulationsjahrgang 1958 in der Statistik

Ein Student der Jurisprudenz, so will es die Statistik, hat aller Wahrscheinlichkeit nach entweder einen Akademiker, einen leitenden oder einfachen Angestellten oder einen Beamten zum Vater, er wechselt möglicherweise gar zur Phil. Fak. oder zum medizinischen Studium über, seine Chance, durchs juristische Examen zu fallen, beträgt 11 %, er studiert durchschnittlich 9½ Semester und erlangt vermutlich die Abschlußnote 3–4, wenn er katholisch ist, schneidet er etwas schlechter ab. (Wäre er Mathematiker oder Mediziner, dürfte er mit einem Prädikatsexamen rechnen.)

Das alles, sofern er nicht vorher sein Studium abgebrochen hat, was am ehesten aus finanziellen Gründen geschieht.

Mit diesem Studienverlauf müßte der durchschnittliche Jurastudent rechnen, wenn er sich im Jahre 1958 in Bonn, Köln oder Münster immatrikuliert hätte; denn über diesen Studienjahrgang Nordrhein-Westfalens liegt jetzt eine vollständige Erhebung vor, die nach 17 Semestern das „Studienschicksal" und den Verbleib der 1958 Erstimmatrikulierten empirisch untersucht hat.

Josef Hitpass: Das Studienschicksal des Immatrikulationsjahrgangs 1958 Gütersloh 1967, DM 25,–, C. Bertelsmann Verlag.

Seitdem wissen wir, daß von diesem Jahrgang 8 % noch immer, mehr als 17 Semester, studieren; daß Studenten bei Fachwechsel das Studium der Medizin, Betriebswirtschaft oder Germanistik bevorzugen; daß die meisten Studenten zwischen dem 10. und 13. Semester ihr Examen machen; daß Kinder von Vätern, deren Beruf auf der Prestigeskala obenan steht, größere Erfolgschancen im Studium verbuchen; daß darüber hinaus die soziale Herkunft in der Regel sogar ausschlaggebend für die Fachwahl ist: Die Söhne von Akademikern, Landwirten und Handwerksmeistern entscheiden sich aus den gleichen Motiven: Sie streben den Berufen zu, die für sie den höchsten Prestigewert haben, das sind für die Akademikerkinder die Berufe der Väter, besonders Lehrer, Jurist, Mediziner; für die Kinder vom Lande jene Berufe, die auf dem Lande noch am angesehensten sind: Geistliche und Lehrer; Berufe, zu denen es die Kinder von des Handwerks goldenem Boden ebenfalls drängt.

Anders wählen die Arbeiterkinder. Sie sind der Vorstellung besonders zugänglich, daß Technik das Leben leichter und angenehmer macht und daß Wirtschaft und Industrie vielfache Aufstiegschancen bieten. Das traditionelle Bild von der Unterschichtfamilie, die ihr begabtes Kind Lehrer werden läßt und so den Enkelkindern Eingang in die Mittelschicht eröffnet, scheint danach zunehmend an Gültigkeit zu verlieren.

Doch nicht immer werden die Erwartungen des Schulabgängers von der Universität erfüllt: Umschreibungen gehen besonders zu Lasten der katholischen Theologie, und der Romanistik. Generell die Philosophische Fakultät hat hohe Verlustquoten. Die Theologen werden dann vorzugsweise Volksschullehrer, die Philologen Volkswirte, Ärzte und Juristen. Diese Verschiebungen spiegeln recht getreu die Erfolgschancen der einzelnen Fächer.

Jeder vierte Versager wollte Studienrat werden, oder 11 % aller angehenden Studienräte bleiben im Studium oder im Examen stecken. Ähnlich gefährdet sind die Examina der Juristen, Betriebs- und Volkswirte, Architekten, Psychologen und Mathematiker. Ein großer Teil der Versager sattelt auf Volksschullehrer um.

Die meisten „Abbrecher" entfallen auf die philosophischen „Randfächer mit Promotionsaura" (wie Hitpass sagt), also jene Fächer, die weder Diplom noch Staatsexamen anbieten.

Aus diesen Daten strukturiert sich für den nordrhein-westfälischen Studienjahrgang 1958 das Ergebnis heraus, daß das Abitur, entgegen weitverbreiteten negativen Urteilen, sehr wohl der „Ausweis ist für die Qualifikation zum (statistisch) ‚normalen' und darum unter den gegebenen Umständen ‚empirisch optimalen' Abschluß eines Hochschulstudiums" (Hitpass, S. 124).

Unter den gegebenen Umständen optimal — leider können wir keine Untersuchung z. B. des Studienjahrgangs 64 der Hitpass-Analyse gegenüberstellen. Aber Gerüchte wollen nicht verstummen, daß das Studium heutzutage länger dauert; daß mehr Juristen — und nicht nur diese — im Examen versagen, obwohl sie nicht katholisch sind; daß die Abbrüche bei den Mädchen schon ein Drittel erreicht haben (gegenüber einem Fünftel des 58er Jahrgangs). Ob das an fortschreitender Verdummung der deutschen Geburtsjahrgänge oder am sich verschlechternden Abiturniveau liegt? Oder sollte die immer „massigere" Universität daran schuld sein? -ch

Peter Münder

Die stinkenden Rosen des Hans Habe

„. . . obwohl ich mir unter einem Rosenbeet etwas anderes vorstelle als Ihren Zeitungsverlag . . . so drängt sich mir doch das Wort des Georg Christoph Lichtenberg auf: „Wenn der an einer Rose riecht, dann stinkt sie." (Über Augstein).

Am 27. Dezember 1967 veröffentlichte DIE WELT einen offenen Brief, den Hans Habe an den „lieben Herrn Springer" geschrieben hatte. Dieses opus, betitelt „Die Parforcejagd auf Axel Springer", ist vom Verlagshaus Axel Springer als Broschüre gedruckt worden, die an Interessenten kostenlos verschickt wird. (Adresse: Verlagskontor Essen, Postfach 1301).

Hans Habe, Jahrgang 1911, Autor von „Katherine", „Wohin wir gehören", „Ilona", „Die Tarnowska", „Die Mission" und „Christoph und sein Vater", wurde von der deutschen Literaturkritik weder ernst genommen noch sonderlich beachtet. In der FAZ hieß es u. a. über sein letztes und ehrgeizigstes Werk: „Soviel literarische Hilflosigkeit erregt eher Mitleid." (1) Und in Uwe Nettelbecks Schlußbetrachtung heißt es: „Das alles wäre jedoch nicht weiter ärgerlich, wenn es sich hier nicht um den peinlichen Fall eines Autors handelte, der es allen anderen zeigen möchte und aus dieser Absicht auch kein Hehl macht, aber noch nicht einmal notdürftig hinter seinen eigenen Ansprüchen herzustolpern vermag." (2).

Den literarischen Mißerfolg versucht Habe durch zeitkritische Anmerkungen in Münchner oder Schweizer Zeitungen zu kompensieren. Als amerikanischer Major a. D. fühlt er sich verpflichtet, auf die internationale Kritik am imperialistischen Welt-Polizisten USA zu antworten. „Hate-in für Amerika" (3) bezeichnet er sein Credo.

Dieser Hans Habe wird dem WELT-Leser in einem kommentierenden Verlags-Vorspann als Nachfolger von Goethe und Thomas Mann vorgestellt — dafür hält ihn nämlich die NEW YORK TIMES.

„Mein Platz wäre, wenn ich es recht bedenke, auf der Seite Ihrer Gegner", so präsentiert Habe seinen Gesinnungsausweis. „Ich bin, wie Sie, liberal und konservativ, doch stehe ich — wäre es nicht an der Zeit, die irreführenden Straßentafeln zu beseitigen — ‚links' von der einen oder anderen Ihrer Zeitungen."

Es ist bedauerlich, daß der Leser im unklaren darüber gelassen wird, welche Springer-Zeitungen rechts von Herrn Habe stehen.

Sodann rüstet sich Habe, den „Jägern" Springers das Handwerk zu legen. Mit Springerscher Naivität werden die Vorwürfe, die sich gegen die „schiere Größe des Unternehmens" (4) oder gegen den Meinungsmonopolisten Springer erheben, personalisiert.

Habes Antworten lassen sich auf folgende wesentliche Punkte zurückführen:

1) Nicht Springer, sondern seine „Parforcejäger" sind die Totengräber der Demokratie. Die eifrigsten Jäger sind — so Habe — Augstein und Nannen. Sie gefährden die Demokratie, weil sie „von Demokratie die sonderlichsten Vorstellungen haben."

2) Springers direkter Einfluß auf die politische Haltung seiner Blätter ist wünschenswert, weil auf diese Weise Springer über die Rolle des Zeitungsmaklers hinauswächst, der sein Geld in Zeitungspapier anlegen würde wie andere in Toilettenpapier.

3) Vorwürfe gegen BILD werden mit der fast „klassischen" Antwort abgewiesen, niemand sei gezwungen, sie zu kaufen. Im übrigen entziehe sich Habe selbst "jeder derartigen Obligation".

4) Springers Monopolstellung in Berlin ist, laut Habe, „der Lohn eines Wagnisses".

5) Vom Meinungsmonopol Springers kann keine Rede sein. Begründung: der politische Einfluß vieler Springer-Blätter ist geringer als es dem „Idealismus" des Verlegers wünschenswert erscheint. Ein Meinungsmonopol wird nicht von Springer, sondern von der Gruppe 47 ausgeübt. Schließlich hat die Gruppe zum Sturz des Bundeskanzlers Erhard „erheblich beigetragen".

6) Nachdem der SPIEGEL und dessen „Linksintellektuelle" die Diktatur auf kulturellem Gebiet errichtet haben, streben sie jetzt die alleinige Macht im Staate an — mag es dem lieben Herrn Springer auch absurd erscheinen.

7) Die Kampagne gegen Springer ist als Aufstand der Provinz gegen die Großstadt zu verstehen. Mit Hilfe des STERN und des SPIEGEL soll der Spießer gegen den Großstädter aufgewiegelt werden.

8) Nach der großen Koalitionsbescherung ist die „oppositionelle Publizistik" langweilig geworden. Nun ist Springer der Feind. Im Kampf gegen Springer „wird das Kanonenfutter verheizt".

9) Die Macht Springers ist in Wirklichkeit die Macht des Lesers. Habe direkt an Springer: „Vom Leser hängen Sie ab, nicht er von Ihnen."

Von 1 bis 9: Emotionen werden dann angesprochen und freigelegt, wenn die eigene Unfähigkeit, einen Sachverhalt durch eine gründliche Analyse aufhellen zu helfen, verschleiert werden muß.

Habe (wie Springer) weiß, welche Monopolstellung das Haus Springer einnimmt und welche entscheidende Rolle es spielt; man braucht nur an die Berliner Ereignisse und an die Fernsehaffäre zu erinnern, in die der Verleger sogar Politiker (Erik Blumenfeld, Schwinkowski) einzuspannen wußte.

Hans Habe und Axel Springer kennen diesen Sachverhalt und sind keineswegs beunruhigt. Für Springer muß dann, wenn dieser Sachverhalt die noch nicht Springer-manipulierte Öffentlichkeit empört, „einer dran gedreht haben". (5).

Hans Habe, der seit Jahren die Gruppe 47 befehdet, der Günter Grass als „Dali ohne Talent" bezeichnet (tertium comparationis dieses Vergleichs ist für Habe wohl der Schnurrbart), hat endlich Gelegenheit, aus allen Rohren auf alle zu schießen, die nicht so USA-gläubig sind wie er.

„Es ist Ihr Verbrechen, Ihr Vaterland nicht auf der Seite der Verlierer sehen zu wollen: Dort stand es oft genug", (S. 1) meint Habe zu Axel Springer. Hier sind die kalten Krieger unter sich.

Als Habe aus seinem Buch „Die Mission" ein Film-Drehbuch machte, meinte die NEW YORK TIMES BOOK REVIEW: „There is no need to wait for the movie version of THE MISSION. The book is the movie." (6).

Hans Habe, ehemaliger Bürger Hollywoods, hat sich tatsächlich noch nicht von den ihm so vertrauten Film-Klischees trennen können. Er schreibt zwar Drehbücher für Farbfilme, von einer grotesken Schwarz-Weiß-Malerei ist er jedoch nie losgekommen.

Und das verbindet ihn mit Axel Springer.

1) FAZ, 25. Okt. 66 („Zehn Jahre zu spät")
2) DIE ZEIT, 23. Sept. 66 („Es den andern einmal zeigen")
3) Zürcher Woche, 1. Sept. 67 („HATE-IN FUR AMERIKA")
4) Axel Springer: Antwort an J. Müller-Marein, DIE ZEIT, 18. Aug. 67
5) Frankfurter Rundschau, 30. Okt. 67 („Für AS muß einer dran gedreht haben")
6) NEW YORK TIMES BOOK REVIEW, 26. Juni 66

Als am 1. Juli 1965 über 100 000 Studenten aller westdeutschen Hochschulen gegen den Bildungsnotstand auf die Straße gingen, rückte die Studentenschaft erstmals in eigener Regie einem Mißstand zu Leibe, der sie am meisten traf: Der Abstand zwischen dem positiven Bild, das die Gesellschaft von ihnen hatte und ihrer realen Lage vergrößerte sich nämlich in demselben Tempo, in dem sich die Studienbedingungen verschlechterten. Selbst am stärksten von der Bildungsmisere betroffen, waren die Studenten zum Protest besonders legitimiert.

Bildungswerbung in der Krise

Kritik der reinen Bildungswerbung

Klaus-Michael Benecke

Doch beim Protest allein konnte es nicht bleiben: Den Demonstrationen, so hieß es, müsse persönliches Engagement folgen, um zu zeigen, wie ernst die Studenten selbst ihren Appell an die Öffentlichkeit nähmen. So eifrig gingen die Initiatoren zu Werk, daß sie die theoretische Vorarbeit aus den Jahren des publizistischen Bildungsbooms 1963/64 einfach übernahmen: Die studentischen Kampagnen schrieben „Bildungswerbung" auf ihre Plakate, einen in sich höchst widersprüchlichen Begriff, den aufzuschlüsseln wir genötigt sind, wollen wir Glanz und Elend der bisherigen Aktionen gegen die Bildungsmisere durchschaubar machen.

Die vorgeblich dem „rein Geistigen" verpflichtete Bildung zu verknüpfen mit der Sphäre des Ökonomisch-Zweckhaften, scheint Bildung selbst dem Kalkül unterwerfen zu wollen. Bildungswerbung soll in dieser Sicht vor allen durch Vergrößerung des Konsumentenkreises die Nachfrage nach Bildung erhöhen und über das Angebot informieren, wobei die im Begriff unterstellte Analogie des „Bildungsmarktes" zum Warenmarkt zugleich Elemente einer Entmythologisierung des Bildungsbegriffs enthält. Das leuchtet auf den ersten Blick ein, kann doch ein Staat, der sich vom liberalen zum demokratischen und sozialen Rechtsstaat fortentwickeln soll, auf die Erweiterung von Konsum- und Leistungschancen durch Bildung nicht verzichten, welche doch sozialen Auf- und Abstieg entscheidend reguliert.

Dennoch muß gefragt werden, warum der Wert von Bildung ständig steigt und in immer neuen Wortungeheuern auftaucht; wenn doch zugleich ihr konkreter Sinn, die überlieferte Dichotomie zwischen Bildung und Ausbildung, Allgemeinbildung und Spezialbildung, immer fragwürdiger wird; wenn die Erziehungswissenschaft selbst keine verbindliche Bildungstheorie mehr anzubieten weiß.

Sollte es richtig sein, daß Bildung seit langem sich ihres je kritischen Elements entledigt hat und gerade heute in der Erstarrung zur reinen Anpassungsfunktion an Herrschaftsverhältnisse zu werden droht, die im übrigen nicht mehr in Frage gestellt werden; dann muß umgekehrt die Ursache für die wuchernde Selbstbehauptung des Bildungskonzepts in den Bedingungen gesucht werden, denen der Wandel jener Herrschaftsstrukturen selbst unterworfen ist.

Je mehr nun „Bildung" als Begriff zumindest in dem Maße verdächtig geworden ist, als sie im Sinne von Leistungswissen definiert und nur noch quantitativ als Ausbildungsplätzen bestimmt wird, desto weniger kann sich Bildungswerbung ihres modernen Anstrichs von dem Geruch der Manipulation befreien, welcher der „Werbung" als Mittel der Bedürfnisweckung und -lenkung seit je anhängt.

Vor dem Hintergrund dieser Analyse wollen wir die verschiedenen Ansätze der Bildungswerbung beleuchten.

Neben den Publikationen von Picht, Hamm-Brücher und Dahrendorf, die als Auslöser vielleicht den stärksten Werbeeffekt hatten, sind als gezielte Bildungswerbung hauptsächlich die Plakate und Broschüren der „Aktion Gemeinsinn" und die Aufklärungskampagnen der Studentenschaften bekanntgeworden.

Die Kritik am Vorgehen der „Aktion Gemeinsinn" soll in einem Satz zusammengefaßt werden: Mit einem Werbeaufwand von knapp vier Millionen DM innerhalb eines Jahres sind fast ausschließlich diejenigen Bevölkerungsschichten erreicht worden, die an den weiterführenden Schulen ohnehin stark überrepräsentiert sind.

Die studentischen Kampagnen begannen damit, „Begabtenreserven zu mobilisieren". — Die militärische Terminologie führte unmittelbar in eine inadäquate politische Strategie; war es doch naiv zu glauben, durch einmalige verbale Appelle in den Landgemeinden gleiche Bildungschancen verwirklichen zu können; zu glauben, die Unterrepräsentanz der Unterschichten an weiterführenden Bildungseinrichtungen sei auf ihren mangelnden Bildungswillen zurückzuführen. Das läßt sich bereits an den Freiburger Erfahrungen widerlegen: die geworbenen Schüler strömen in Scharen auf die Volksschule zurück! (Forts. S. 11)

Allerdings regte sich in den Reihen der Bildungswerber schon früh Kritik. Berlin startete in enger Verbindung mit den Gewerkschaften eine Aktion „Bildungswerbung für ein besseres Schulsystem", in deren Mittelpunkt die Werbung für das Modell einer differenzierten und integrierten Gesamtschule steht.
Hamburg begann ebenfalls mit Betriebsveranstaltungen und unternahm dann einen eigenen Schulversuch.
Mehr als 50 Schularbeitskreise wurden eingerichtet, in denen Gruppen von zehn Schülern aus ein oder zwei Schulklassen kompensatorischen Förderungsunterricht erhalten.
Solche Anpassungshilfen sollten vor allem verhindern, daß auf den weiterführenden Schulen Kinder aus der Unterschicht auf Grund systembedingter Mängel frühzeitig scheitern.
Den Freiburger Studenten gelang der vielleicht am meisten erfolgversprechende neue Ansatz.
Sie vermochten durchzusetzen, daß in einem Stadtteil mit einem hohen Prozentsatz an Arbeiterbevölkerung statt der geplanten drei Schulen ein Schulzentrum als Gesamtschule gebaut wird. Die Schule wird als Modellversuch für Baden-Württemberg konzipiert; durch ihre Werbewirkung und die Integration der bisherigen drei Schulformen schwinden die Voraussetzungen für Bildungswerbung, indem sie überwunden werden.
Als weitere künftige Arbeitsmöglichkeiten bieten sich an:
— theoretische Arbeitsgruppen im Rahmen der Kritischen Universität;
— kasuistische Untersuchungen und Versuche an einzelnen Schulen oder mit exemplarischen Schulklassen, in denen demokratische Unterrichtsformen erprobt werden;
— Unterstützung von Schüleraktionen und Kooperationen mit Lehrern;
— Lobby bei den politischen Entscheidungsträgern;
— Initiierung von Modellversuchen (z. B. Vorstudienkolleg) oder Start einer public-relation-Kampagne in Verbindung mit anderen Organisationen.
Eine weitere Chance freilich scheint bereits vertan worden zu sein:
Angesichts der Misere des Bildungswesens sind Studenten als ehemalige Privilegierte und Arbeiter als Diskriminierte sozusagen gleich benachteiligt und sollten gemeinsame Aktionsformen finden können.
Die ursprünglich geplante Bildungswerbung in Betrieben hätte dazu ein guter Anfang sein können.
Ein Grabgesang auf die Bildungswerbung? Eher ein Plädoyer für einen Tod im Sinne von: „Stirb und werde!"

HINTS FOR DISCUSSION

Hans Heinz Holz veröffentlicht in den „Blättern für deutsche und internationale Politik" (Jan. 1968, Heft 1) einen Beitrag zu Herbert Marcuses kritischer Theorie der Industriegesellschaft: „Der Irrtum der ‚Großen Weigerung'." Die neu entstandene Diskussion um Marcuse ist hier mit Literaturhinweisen aufgeführt.

*

In der Reihe „Politische Texte" (Europäische Verlagsanstalt Frankfurt) ist eine Sammlung von Aufsätzen Franz Neumanns unter dem Titel: Demokratischer und autoritärer Staat — Studien zur politischen Theorie herausgekommen. Der Band, von Herbert Marcuse herausgegeben, wird eingeleitet von Helge Pross. Wer Politik nicht nur als Tagesaktualität versteht, sollte diese Aufsätze nicht ungelesen sein lassen.

*

Die Diskussion zur Hochschulreform und eine der modernen Gesellschaft angemessene Universität wird noch häufig allein unter bildungspolitischen, juristischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten geführt. In der Schriftenreihe „Wissenschaftstheorie, Wissenschaftspolitik, Wissenschaftsgeschichte" (C. Bertelsmann Verlag) sind grundsätzliche Analysen erschienen: u. a. Helmut Klages: Rationalität und Spontaneität — Innovationswege der modernen Großforschung (Bd. 4); Hans-Jürgen Krysmanski: Soziales System und Wissenschaft (Bd. 6).

*

Die Diskussion über Sinn und Zweck von Vorlesungsrezensionen hält an. Studenten, die sich näher informieren wollen, können in der Redaktion des auditorium kostenlos ein Paper erhalten, das darüber orientiert. (Solange der Vorrat reicht!)

ZUR DISKUSSION:

KU im Kreuzfeuer

Die Chance der KU

Allen Unkereien zum Trotz sind aus den Veranstaltungen der Kritischen Universität keine lauschigen Plaudereien im Pausenhof der alma mater geworden, — das läßt sich nach einsemestriger Arbeit in den KU-Kolloquien feststellen; im Gegenteil, sie wurden, durch unmittelbares Interesse aller Beteiligten bedingt, einem hohen Anspruchsniveau gerecht.

Die Beteiligten sind sich einig: Arbeitsklima der KU ist der „herrschaftsfreie Dialog". Dies Abrücken von der sokratischen Methode in Richtung demokratischer Gefilde ist ein erstes Stück praktizierter Hochschulreform. Ebenso selbstverständlich wie neu. Darin aber kann auch die Ursache einer Kinderkrankheit der KU begründet sein: der von „Antiautoritariern" (Engels) vorgeschlagene „rotierende Vorsitz" und ähnliche Formalia sind zwar conditio sine qua non einer herrschaftsfreien Arbeitshaltung, doch solange sich hier der Begriff auf die bloße politische Methode reduziert, ohne sich den Verhältnissen anzumessen, solange ist herrschaftsfreier Dialog nur oberflächlich realisiert.

Die KU hat die Chance — im erklärten Gegensatz zur Konformen Universität, die sich langsam aber stetig der Stromlinienform technischer Effizienz anpaßt —, ohne Rücksicht auf überkommene Institutionalisierungen experimentell Organisationsformen zu entwickeln, in denen die am Lern- und Forschungsprozeß Beteiligten kreativ wirksam werden können. Zur Realisierung bedarf es interessierter Aktivität, etwas, was die Konforme Universität — und auch nur begrenzt — durch den Zwang des Leistungsprinzips erreicht. Nicht dies aber bezweckt die KU; statt dessen betont sie die absolute Priorität der Sache, die Sache nämlich als Korrelat des Intellekts, eine neue Interaktion von „Objekt" — „ratio" — „actio". Wie kann die Arbeit in den Kolloquien wirksam das notwendige Wissen vermitteln? Aus der gegebenen Situation und im Widerspruch zum universitären Establishment, daß nur ein solches Wissen, welches die „Inhalte des Bestehenden plus die konkreten Vorstellungen des zu Erreichenden enthält" (Bebel), zwiefaches Wissen also, Erfolg verspricht. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit „einsichtiger Disziplin" (Lenin); einer Disziplin, die nicht personal verankert ist. Dies ist für alle Beteiligten eine Forderung, die neue Formen der Zusammenarbeit bedingt. Hier ein Katalog zu lösender Probleme: herrschaftsfreier Dialog als Arbeitsklima der KU macht die ehedem übliche Form des Referates nicht unmöglich, sofern das Referat als Komprimierung schwer zugänglicher Information fundiert. Es hieße an der Wirklichkeit vorbeisehen, wollte man dabei die Sachkompetenz oder gar Sachautorität leugnen und unterdrücken. Zugunsten kritischer Diskussion muß reflektiert werden, wie weit sich derlei „konforme Traditionen" reduzieren lassen: Ein Referat z. B. kann thesenhaft formulieren; die Beweisführung und die weiteren Zusammenhänge, wo sie sich für das Verständnis und Begreifen nötig erweisen, können als Exkurs in die Diskussion eingehen.

Wo Sachautorität sich nicht Disziplin auferlegt, kann das Ziel der Kritischen Universität verfälscht werden, verliert sie den politischen Horizont, dem sie ihren Impuls verdankt, aus dem Auge: als Korrektiv den herrschenden Lehrbetrieb und die ihm zugrunde liegenden Strukturen massiv in Frage zu stellen.

Gabriele Seydaack

*

Kritisch steht's um die KU

Wenn Kritische Universität sich versteht als Komplement zur etablierten geistigen Lehrwerkstatt, und damit nicht mehr vordringlich die Indoktrination technologischen Wissens betreiben will, sondern Reflexion auf dieses Wissen sich umsetzen soll in Erkenntnis über die eigenen Verhältnisse mit dem Ziel der Befreiung durch Wissenschaft, dann darf die Diskussion in den Kolloquien sich nicht in der Rezitation und Interpretation der Texte kritischer Theorie der Gesellschaft erschöpfen. Dann müssen die Teilnehmer sich schon bequemen, die Theorie auch anzuwenden auf die allerorten sichtbaren Antagonismen dieser Gesellschaft, um Bewußtsein zu gewinnen über die diesen Widersprüchen immanente Ideologie.

Wenn man nicht den Mut findet, dieser empirisch aufzeigbaren Wirklichkeit Rechnung zu tragen und somit, sei es auch durch abverlangte repressive Lernprozesse, die Basis zu schaffen, auf der kritisches Bewußtsein sich entfalten kann, dann kann man der KU ihren baldigen Exitus voraussagen. Ob sie nun mangels Teilnehmerzahl zur leeren Hülse wird, oder durch die etablierte Universität übergeschluckt und totgelobt wird, weil sie Alibifunktion durch ihr Bestehen erfüllt, für kritische Praxis aber völlig unergiebig ist und damit ungefährlich. Zu retten scheint sie nur, indem die Theorie der Aufklärer sich an der momentanen Praxis der Aufzuklärenden mißt, und dann diese Theorie mit ihrem emanzipatorischen Interesse die Praxis sukzessive verändert und damit die Basis schafft, auf der Kritische Universität erst bestehen kann.

D. Monko

*

Kritische Leerstühle

An deutschen Universitäten durfte seit jeher kritisiert werden, — vorausgesetzt, die Kritik blieb akademisch, d. h. zu praktischer Ohnmacht verurteilt. Im Fall Wenke wurde diese angestammte Machtlosigkeit akademischer Kritik durchbrochen; hierbei zeigte sich aber auch das Spontane, das ungeplant Eruptive dieses Durchbruchs. Die Schwäche aller bisherigen Vorlesungs- und Seminarrezensionen war, daß nicht die Kritik selbst, sondern erst die neurotischen Reaktionen des Ordinariats die Studenten wachgerüttelt haben und so der Kritik nachträglich und mittelbar zur materiellen Gewalt verholfen haben. Es kommt aber darauf an, daß Kritik unmittelbar wirkt. Deswegen darf sie nicht mehr Husarenritt einzelner Studenten sein, sondern muß als koordinierte Dauerattacke ganzer Gruppen vorgetragen werden.

Das Hamburger KU-Konzept des „studentischen Kontrastprogramms", das „jene Leerstellen besetzen (soll), die in den verschiedenen Fachstudiengängen ausgespart bleiben", ist heute von der Praxis überholt, wobei von Anfang an der Verdacht bestand, daß jene, die so dienstwillig „Leerstellen" besetzen sollen, doch nur auf Lehrstühle der „kritischen Theorie" aus sind.

Ebensowenig kann Lebenszweck der KU sein, die Theorie des Protests nachzuliefern. Vielmehr hat sie Kritik so entschieden zu praktizieren, daß die gesellschaftliche Praxis kritisch wird. Die KU ist das Kampfmittel, mit dem die alte Universität gezwungen werden wird, kritische Universität zu werden. Das erfordert die theoretische Zerstörung akademischer Ideologien. Bei der schon öfters bewiesenen wissenschaftstheoretischen Hilflosigkeit der Universität ist zu erwarten, daß Polizeigewalt herangezogen wird, um Angriffe aufklärerischer Rationalität zu verhindern. Die Herrschenden selbst also werden uns zwingen, unsere Waffe der Kritik so weit zu schärfen und zu erproben, daß sie auch einer Kritik der Waffen standhält.

Kritik an und in den traditionellen Lehrveranstaltungen (die eigentlich Lernveranstaltungen zu sein hätten), hat sich als wirksamste Waffe der KU erwiesen. Darum sollten in möglichst allen Vorlesungen und Übungen „Aktionskommitees für permanente Kritik" gebildet werden, die zu jedem Termin eine kollektiv erarbeitete Kritik vorlegen, so daß, bevor die Lehrveranstaltung des Professors zur Lernveranstaltung der Studenten umfunktioniert wird, in zäher Kleinarbeit eine breite kritische Basis unter den Teilnehmern geschaffen wird, die dann auch entschlossen ist, Themenstellung und Forschungsrichtung nach eigenem Interesse zu verändern und die Lernbedingungen ihren Bedürfnissen anzupassen.

Reinhold dJ Oberlercher

REZENSIONEN

Max Horkheimer: Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. Aus den Vorträgen und Aufzeichnungen seit Kriegsende. Hg. Alfred Schmidt. DM 32,–, S. Fischer Verlag.

Dem Buch den Namen gegeben hat der deutsche Titel der berühmten, während der Emigration in Amerika gehaltenen Vorlesungen „Eclipse of Reason". Sie – wie die Vorträge und Aufsätze des zweiten Teils – gelten der Erhellung und Kritik der Widersprüche unserer Zeit, die selbst verschiedene Gesellschaftsordnungen betreffen: Die menschliche Vernunft, in der Absicht die Fähigkeiten des Menschen durch die Erweiterung seiner technischen Mittel zu entfalten, liefert den Menschen diesen Mitteln zusehends aus und begrenzt geradezu seine Fähigkeiten im Horizont der Technik.

Individuum, Vernunft und die Illusion ihrer Ewigkeit sind im Begriffe zu zergehen (p. 124). Horkheimers Philosophie will hiergegen weder „ein Werkzeug noch ein Rezept" sein (p. 165), sondern will den Vorgang begreiflich machen und seine Alternativen umreißen. „Davon, ob in der verwalteten Welt das Ich im Kollektiv aufgehoben und bewahrt wird oder bloß vergessen, hängt der Sinn des ganzen Prozesses ab." (p. 352). —hn

Ernst Topitsch: Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft; 2. Aufl., DM 19,–. Luchterhand Verlag.

Ernst Topitsch: Die Sozialphilosophie Hegels als Heilslehre und Herrschaftsideologie; DM 7,50. Luchterhand Verlag.

Topitsch, Verfechter einer neopositivistischen Wissenschaftstheorie, versucht bündig nachzuweisen, daß jene Denkrichtung, die sich von Hegel und Marx herleitet, mythologische Elemente enthält. Ihr Traditionsstrang reiche über Hegel und die Kirchenväter des schwäbischen Pietismus zurück zu neuplatonisch-gnostischen und kabbalistischen Quellen. So kann er Hegel geistesgeschichtlich als Wegbereiter des Dritten Reiches deuten, konträr zur Hegel-Deutung durch Marcuse; so greift er den Methodendualismus von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft an, indem er Trennung in Natur und Geschichte für ebenso ideologisch hält wie den Seelenglauben der Schamanen, die der Philosophie über Platon das Mißverständnis mit auf den Weg gaben. Doch das ideologiekritische Infragestellen trägt die geistesgeschichtlichen Deduktionen nicht, weil sein Ideologiebegriff eine Implikation enthält, die dieser nachgerade beweisen soll: daß eine bestimmte methodologische Auffassung, die der positivistischen nicht entspricht, falsch ist. Überdies ist seine Ideologiekritik positivistischen Stils nur an der Destruktion theoretischer Gebilde interessiert, die sich nicht auf technische Verwendbarkeit reduzieren lassen. Damit aber gerät Topitsch mit seinem Ansatz in den Verdacht, einen Wissenschaftsbegriff zu vertreten, der, selbst unkritisch, zutiefst dem gesellschaftlichen System der Arbeit verpflichtet ist, dem er historisch zudem auch noch entstammt. —mer

Mitscherlich/Brocher/von Mehring/Horn: Der Kranke in der modernen Gesellschaft NWB 22, DM 22,50, Kiepenheuer & Witsch.

Die Herausgeber – vornehmlich Wissenschaftler des Frankfurter Sigmund-Freund-Institutes – verstehen den Band als Stimulus zu einer hierzulande längst überfälligen „Neuordnung medizinischen Denkens", die in Krankheit das Symptom eines Konfliktes im Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft begreift. Die naturwissenschaftlich orientierte Schul-Medizin zeigt sich in ihrem Mangel an kritischer Reflexion auf ihr Selbstverständnis außerstande, den ständig wachsenden Anteil der „Problempatienten" (von Mehring) mehr als symptomatisch zu behandeln und wirkt zudem durch rigides Verharren in tradierten Kategorien medizinischer Theorie und Praxis am Fortbestand des Status quo mit.

Um so dringlicher wird das Studium des vorliegenden Sammelbandes für jeden, der sich dem verdinglichten Lern- und Forschungsprozeß an medizinischen Ausbildungsstätten in Deutschland entziehen will. Bezeichnenderweise stammen die Mehrzahl der Beiträge des Bandes von amerikanischen Autoren – unter ihnen emigrierte deutsche Psychoanalytiker –, da sich an ausländischen Forschungsstätten frühzeitig eine Zusammenarbeit von Psychoanalyse und Medizin in der Psychosomatik sowie Soziologie und Medizin als „sociology in medicine" einstellen konnte. Die Aufsätze deutscher Autoren stammen schwerpunkthaft von Mitscherlich und aus dem Gießener Zentrum psychosomatischer Forschung und Klinik von Thure von Uexküll und insbesondere von Manfred Pflanz. Heide Bernd referiert in ihrem Aufsatz „Zur Soziogenese psychiatrischer Erkrankungen" die Schichtenspezifität von Psychosen und Neurosen, ein Sachverhalt mit gesellschaftlichen Implikationen, den die repräsentative deutsche Universitätspsychiatrie wohl gerade deshalb zu verdrängen weiß. In seiner fundierten Verständigung über „Krankheit als soziales und medizinisches Phänomen", über „die Leistungsgesellschaft als pathogenes Feld", dem Anriß der gesellschaftlichen Rollen von Arzt und Patient, in seinen kritischen Einführungen in die einzelnen Problembereiche legt der Band Zeugnis ab von der effizienten und notwendigen Forschung einer kritischen Medizin, die soziologisches und psychologisches Denken einzubeziehen versteht. —sen

Jean-Paul Sartre – Kritik der dialektischen Vernunft; Rowohlt Verlag, DM 48,–, Reinbek bei Hamburg.

An der Grenze der Philosophie zu den Sozialwissenschaften unternimmt Sartre den Versuch einer Klärung gesellschaftlicher Phänomene und der Stellung des Individuums innerhalb einer Realität, die sich dadurch auszeichnet, daß sie dem einzelnen feindlich gegenübersteht.

Sartres Dialektik beschränkt sich auf die realen Bewegungen, ohne eine marxistisch materialistische zu sein, sie ist ein Prozeß der Vermittlung, aber nicht durch Grenzfälle und philosophische Extremwerte, sie ist die Wissenschaft von Menschen in der Geschichte. Ihre Zielrichtung verleiht ihr einen willkürlichen Charakter. Die letzte Synthese ist im vorhinein bekannt, damit scheint sich für Sartre eine Differenzierung der Methodik zu erübrigen, zumal er postuliert, daß gesellschaftliche Praxis selber durch diese Dialektik geschaffen wird. Man muß sich die Frage stellen, ob der Versuch, Marx und den Existentialismus auf der einen, Hegel und die Phänomenologie auf der anderen Seite und diese wiederum untereinander zu verbinden, gelungen ist, oder ob die Dialektik Sartres nicht bloßer Eklektizismus ist. -st

Sozialer Wandel. Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Therorie; hrsg. u. eingel. v. Hans-Peter Dreitzel, DM 28,–. Luchterhand Verlag.

Unter dem Titel „Sozialer Wandel" faßt Dreitzel 29 Beiträge – von Condorcet bis Mannheim – zusammen, die unter verschiedenen Gesichtspunkten alle das Thema gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse behandeln. Sozialer Wandel ist das soziologische Neutrum: es steht heute für das, was in der Geschichts- und Sozialphilosophie des 19. Jahrhunderts noch ungebrochen als gesellschaftlicher Fortschritt galt.

Dreitzel, der diesen Reader übrigens mit einer ausgezeichneten problemgeschichtlichen Einleitung versehen hat, übersieht diese Problematik nicht und sucht ihr durch den Untertitel im Ansatz gerecht zu werden. „Fortschritt und Zivilisation als Kategorien der soziologischen Theorie" führen aber wieder direkt in einen schon als überwunden gemeinten Fragenkreis zurück: den von Soziologie und Geschichte. Während die vorherrschende soziologische Lehrmeinung zur Geschichte sich indifferent verhält oder, wenn es hochkommt, alle historischen Daten auf der Ebene der Gegenwart zu nivellieren trachtet, macht Dreitzel den Versuch, die verfahrene Diskussion zwischen Soziologen und Historikern wieder in Gang zu bringen. Es ist sein Verdienst, aus der Vielfalt der theoretischen Ansätze, die die verschiedenen Beiträge liefern und die Problemrelevanz des sozialen Wandels erst deutlich zu machen vermögen, eine wissenschaftstheoretisch sehr offene Konzeption einer „historischen Methode in der Soziologie" (Nachwort, p. 439) vorgelegt zu haben. -l

BLÜTENLESE

Der Konflikt zwischen Oberlercher und Wenke hat in der Presse ein weites Echo gefunden. Nicht ohne Grund mag sie bei ihren Lesern eine latente Bereitschaft für die Tendenzen stereotypen Denkens vermutet haben, denen sie wieder einmal ein neues Ziel zudachte. Das auditorium sieht sich deshalb veranlaßt, seinen Lesern eben diese Bewegungen sichtbar zu machen. Die kleine Anthologie hat keinen dokumentarischen Charakter und gibt kein repräsentatives Meinungsbild ab. Sie soll das sein, was Anthologie vom Wort her ist: Blütenlese.

**ora et labora
oder das wahre Deutschland**

Wir werden nun in Kürze die Hamburger Hafen-Kumpels aufrufen euren Rabauken Marke Oberlercher endlich mal den Arsch so zu versohlen, daß ihnen die Lust an weiterem Radau vergeht. Ihr Schweine vergeudet nur unsere Steuer durch Faulenzen und Randalieren. Ihr hängt der Bevölkerung schon lange zum Halse heraus.
Ein Arbeiter, der durch harte Arbeit sein Brot verdienen muß und nicht dauernd Krawall machen kann. (anonym)

Alle vernünftigen, echten, wahren und guten Deutschen, außer den Verrätern und Handlangern Moskaus fragen, ob die SDS-Studenten und SDS-Führer und andere Akademiker und Feinde unseres Volkes und der Großen-Koalitions-Regierung aus der Vergangenheit nichts gelernt haben?!
. . . Der größte Teil unseres Volkes ist der Regierung und dem Herrgott zu Dank verpflichtet . . . Möge es ihr und den Politikern aller noch freier Völker gelingen, die raffinierte Einkreisungs-, Expansions- und Isolierungspolitik der marxistischen Henker und Mörder zu zerbrechen! Die antivietnamesischen . . . antideutschen Hetzparolen haben nur das Ziel, den Sieg des Weltkommunismus zu beschleunigen! Wilhelm Hahn, Tierarzt
Fronhausen

An den Studenten Oberlercher
aus der DDR!
Sie erbärmliches Jüngelchen aus der DDR . . . mit der übergroßen Hornbrille. Denn da Ihnen nicht nur vieles charakterlich fehlt, sondern — wie Sie scheinbar selbst noch bemerkt haben — auch in Ihrem Gesicht, so gestalten Sie dies mit einer derartig überdimensionalen Hornbrille aus. . . . Was haben Sie elendes Jüngelchen eigentlich hier in unserer wahren demokratischen deutschen Republik Deutschlands zu suchen? . . . Gehen Sie mal zurück in Ihre DDR, wo Sie keine Lippe riskierten. Und das unreife Gesox, das Ihnen Beifall zollt, nehmen Sie man mit nach dort, daran hat eine wahre Demokratie nichts verloren! Die können nur mit einer Diktatur gestriegelt werden!
Eine Oma

wenn auch keine mit nichtsnützigen Rowdies nachsichtige Oma, die dazu sowieso kein Geld verdienen können, nur noch unserer Demokratie zur Last fallen, sondern eine strenge, aber gerechte Oma!

Es ist doch nicht zu fassen, was diese „Gammler", als Studenten kann man sie ja nicht bezeichnen, sich da erlauben! Wir ältere Generation, die nach dem Kriege unser Vaterland erst wieder aufgebaut hat, wird von Ihnen allen in brutaler Weise durch Hetze und Kritik zerstört! Daher von uns Bürgern keine Hilfe für Euch und Berlin, damit Ihr lernt, wie wir zu arbeiten und etwas dankbarer zu sein! Wir haben mit großer Armut und Arbeit studieren müssen! Wir sind einfach fertig mit Euch!
Sonja + Alf Kraus

Armes, braves Deutschland!

Hammerschläge und Sichelhiebe R. Oberlerchers, die leider nur den Faustkeil des Herrn Wenke trafen, erzeugten Funken, die in den Torfmull bundesrepublikanischen bürgerlichen Bewußtseins gefallen sind. Der dadurch entstandene Schwelbrand entwickelt bei kleiner Flamme dicken bräunlichen Qualm, der sich beklemmend auf die Lungen derer legt, die am Geruch des Rauches feststellen, w a s zum Glimmen gekommen ist. Armes Deutschland in der Tat, wenn dieser braune Smog die Luft bleiben sollte, in der wir zu leben haben!
U. Blanche
Hamburg

In seiner Erklärung „Armes Deutschland" schießt Prof. Thielicke weit über das Ziel hinaus. Wer die von ihm beanstandete Kritik an Vorlesungen seines „Kollegen und Freundes" Prof. Wenke . . . wirklich gelesen hat, kann nicht finden, daß sie von „gossenhafter Frechheit" und „schlechter Kinderstube des Verfassers" zeuge. . . . Jedenfalls lassen die . . . Äußerungen Wenkes den Schluß zu, daß die Kritik sachlich nicht unberechtigt ist . . .
Dr. Heinrich Weber
Rodenberg (Deist.)

Alles Ärgerliche wirkt komisch, wenn man es historisch und passiv betrachten kann. . . . Ihre aggressive Haltung ist nichts Einmaliges. Ich bin hier Oberlehrer an Staatsschulen, und habe noch ganz andere Sachen erlebt, wobei das „arme Deutschland" doch noch als weit disziplinierter abschneidet. Man machte das Licht aus, bevor ich die Klasse betrat — oder: man versteckte sich hinter Säulen und gab tierische Laute von sich, wenn ich kam . . . Das schreibe ich Ihnen alles, weil ich glaube, „daß diesem unserem Volke . . ." sehr wohl noch „zu helfen ist, und kann nur noch sagen: Braves Deutschland!"
Dr. Harms (?)
Caracas/Ven.

. . . Endlich steht einer (Thielicke? - Red.) gegen den Strom! Endlich diagnostiziert einer den getarnten Lügen- und Schwindelgeist. Jetzt formiert sich vielleicht doch eine Front gegen das, was so viele von Euch befallen hat. Wir kennen den Bazillus! Vielmehr den, der das in die Köpfe streut. Euer Geist ist derselben Herkunft wie der, dem wir uns anno 1932 als junge Studiker hingegeben haben.
Th. Klenk
Prevorst

Armes Deutschland — Eine notwendige Antwort an Prof. Thielicke.
Als Nichtstudent und Mitdreißiger, nicht Ihrer und nicht der jungen Generation angehörend, fühle ich mich zu einer Antwort herausgefordert . . .
Wer war es denn, der diese Vergangenheit verschuldet, zu verantworten und zu bewältigen hatte? Ihre Generation — oder die der 24jährigen? Die Antwort ist erschütternd klar! Gewiß, nicht Sie persönlich seien alle diese Unterlassungssünden geziehen, das wäre ungerecht. Reichen Sie nur den „Schwarzen Peter" weiter, von Hand zu Hand, von Mitläufer zu Mitläufer, nur bitte innerhalb der Altersgrenze Ihrer Generation! Nicht die Studenten haben den Zustand der Universitäten herbeigeführt und zu verantworten, sondern Ihre Generation. Nicht Sie haben Grund zur Resignation und Verzweiflung, sondern die Studenten! Die Vergangenheit ist verloren, die Gegenwart scheint verfahren, doch die Zukunft kann noch gewonnen werden . . .
Wo (aber) sind die Vorbilder, die in Einheit zwischen Erkennen und Handeln das Notwendige tun, um neue Wege zu neuen Zielen zu zeigen? Armes Deutschland? Sie haben recht: Armes Deutschland!
Wolfgang Burda
Hoisbüttel

Wer hat Angst vorm bösen Wolf?

An den
AStA-Vorsitzenden . . .
Betreff: Personal

Herr Generaldirektor Dr. X hat mich beauftragt, Ihnen folgendes mitzuteilen: Wegen des unverschämten und dreisten Benehmens der Studenten obiger Universitäten hat der Herr Generaldirektor Dr. X den Personalabteilungen der Werke des von ihm geleiteten Konzerns Anweisung gegeben, Absolventen und Studenten dieser Universitäten grundsätzlich nicht zu beschäftigen oder einzustellen. Zunächst für die Dauer von 5 Jahren sind diesbezügliche Bewerbungen abzulehnen! Ich darf darauf hinweisen, daß in unserem Konzern 50 000 Menschen tätig sind und daß Herr Generaldirektor Dr. X gleiche Vereinbarungen mit Herren anderer Konzerne und Werke getroffen hat. Es ist zu erwarten, daß in Kürze ein großer Teil der deutschen Wirtschaft Studenten obiger Universitäten nicht mehr einstellen wird.
i. A. gez. K — m.

Richtig-stellung

oder „Fälschungen ..., die man unmöglich als bloßes Versehen erklären kann ..."[1])

R. Oberlercher hat seinem Artikel in auditorium „Wenke — oder die Unmöglichkeit einer Rezension" folgendes Zitat aus einem Wenke-Referat (in: Die Erziehung, Jhg. 17, 1942) vorangestellt: „In Grenzfällen ist ein Bericht des zuständigen Beauftragten des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP über die erbbiologischen und rassischen Verhältnisse des Schülers und seiner Sippe einzuholen."

Zweimal wird Herrn Oberlercher vorgeworfen, sein Zitat sei eine Fälschung. Prof. Thielicke behauptet: „Man war offenbar auch bereit, jede Fälschung in Kauf zunehmen. Denn über dem Anti-Wenke-Artikel stand als Motto ein schockierendes, massives Nazi-Zitat, für das Wenke als Urheber bezeichnet wurde, während es in Wirklichkeit nur den Wortlaut einer nazistischen ‚Verordnung' zitierte und als diese Zitierung auch in Wenkes Referat mit genauem Fundort gekennzeichnet war."

Assistenten des Seminars für Erziehungswissenschaft schreiben in ihrer Stellungnahme: „Das dem auditorium-Artikel vorangestellte Motto ist kein Wenke-Zitat." Prof. Wenke berichtet in seinem Aufsatz „Die pädagogische Lage in Deutschland" (in: Die Erziehung, Jhg. 17, 1942) über eine Reihe von Erlassen, die, wie Wenke in der Vorbemerkung sagt, „der Ausgestaltung des Bildungswesens — unabhängig von der heutigen Situation und über die Kriegszeit hinaus — dienen sollen ..." In der Fußnote 7 weist Wenke wohl auf die Quelle hin, in der der Erlaß zu finden ist; aus dem Aufsatz geht aber in keiner Weise hervor, was Wenke wörtlich aus dem Erlaß übernommen hat oder was Wenkes persönlicher Text ist. In der (abgedruckten) Fotokopie dieser Seite aus dem Aufsatz Wenkes ist sein Kommentar zu den Erlassen gestrichelt eingezeichnet. Der nicht gekennzeichnete Text ist wortwörtlich von Wenke aus dem Erlaß übernommen. Aus der Fotokopie ist zu ersehen, daß Wenke es unterlassen hat, den Wortlaut des Erlasses zu zitieren. Der Vorwurf des falschen Zitierens hat sich also nicht gegen Oberlercher, sondern gegen Wenke zu richten. Wenke läßt vielmehr den Wortlaut des Erlasses in sein Referat einfließen. Den Versuch, durch Zitierung des Erlasses sich von dem Erlaß zu distanzieren, macht Wenke nicht. Die Arbeit Wenkes stellt nicht nur ein Exempel für unkritisches Hinnehmen von faschistischen Gedanken dar, sondern zeugt auch von bewußter Weitergabe dieser faschistischen Ideologie.

Und die zwölf Assistenten — die in ihrer Stellungnahme ebenfalls behaupten, nicht Wenke sei zitiert worden, — meinen sie wirklich von der Tatsache der unwissenschaftlichen Arbeitsweise Wenkes und seiner Weitergabe faschistischen Gedankengutes ablenken zu können? Man muß ihnen jedenfalls in diesem Fall die Fähigkeit absprechen, die Methoden ihres eigenen Faches zu beherrschen. Die Behauptung liegt nahe, daß das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Assistenten und Professor verdummend wirken kann.

Petra Sellenschloh, stud. päd.

[1]) Prof. Thielicke: „Armes Deutschland — Statt einer Vorlesung" vom 11. 12. 67

---

154 *Hans Wenke*

Dieser Grundsatz der *Auslese der Schülerschaft* ist in der Tat entscheidend. Denn auf ihr baut sich die gesamte Organisation der Hauptschule insofern auf, als der Besuch nicht vom Belieben des Schülers und der Eltern abhängt, sondern pflichtmäßig — gegebenenfalls auch ohne deren Zustimmung — durchgeführt werden kann, sofern die Eignung festgestellt wird. Dieses Verfügungsrecht entfällt nur dann, wenn sich in solchen Fällen die Eltern von sich aus entschließen, die Kinder eine höhere Schule besuchen zu lassen. Die reibungslose Durchführung dieser Auslese wird durch die Schulgeldfreiheit gewährleistet. Die Richtlinien haben diese Prinzipien klar festgelegt und eindeutig begründet: „Die Aufgaben des deutschen Volksstaates erfordern die Feststellung und die zweckmäßigste Förderung aller Kräfte, die in der Jugend des deutschen Volkes vorhanden sind. Daher sind Schüler, die zur Arbeit in der Hauptschule für geeignet befunden wurden, zu ihrem Besuche verpflichtet, wenn sie nicht eine höhere Schule besuchen. Damit steigert die Hauptschule den Grundsatz der Schulpflicht zu dem einer erhöhten Bildungspflicht. Die Erfüllung dieses nationalpolitischen Auftrages wird ermöglicht durch die Schulgeldfreiheit der Hauptschule, durch die Schaffung eines dichten Schulnetzes und im Falle des besonderen Bedarfs durch die Errichtung von Schülerheimen, die mit einer ausreichenden Zahl von Freiplätzen ausgestattet sind. So unterscheidet sich die Hauptschule als „*Pflichtausleseschule*" von allen anderen staatlichen Bildungs- und Erziehungseinrichtungen, die auf der vierjährigen Grundschule aufbauen.[6]

Angesichts dieser zentralen Bedeutung der Auslese ist es natürlich erforderlich, daß sie nach einheitlichen und genau festgelegten Gesichtspunkten und Maßstäben vorgenommen wird und daß hierbei eine Beurteilung stattfindet, die einer aus entwicklungspsychologischen Gründen oft recht schwierigen Entscheidung gerecht zu werden vermag.

Die inzwischen erlassenen Bestimmungen über die Auslese[7] stellen eine erstmalige Regelung dar, und es wird verständlicherweise in dem Erlaß ausdrücklich betont, daß erst auf Grund der nunmehr zu sammelnden praktischen Erfahrungen eine endgültige Festlegung des *Ausleseverfahrens* folgen soll. Nach den jetzt geltenden Vorschriften werden in die Hauptschule Schüler aufgenommen, die die vierte Schulstufe der Volksschule erfolgreich zurückgelegt haben und die vom Leiter der Volksschule zum Aufsteigen in die Hauptschule für reif erklärt worden sind. Bei der Schülerauslese für die Hauptschule sind vom Leiter der Volksschule zu beachten: a) die charakterliche Haltung — b) die körperliche Eignung — c) die geistige Leistungsfähigkeit des Schülers. Zu a): Die Beurteilung der *charakterlichen Haltung* hat sich auf die Beobachtung des Klassenlehrers zu stützen. Schülern mit charakterlichen Mängeln, die im allgemeinen Verhalten in und außer der Schule deutlich erkennbar sind und auf offenbar schlechten Anlagen beruhen, darf der Übergang in die Hauptschule nicht zuerkannt werden. In Grenzfällen ist ein Bericht des zuständigen Beauftragten des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP. über die erbbiologischen und rassischen Verhältnisse des Schülers und seiner Sippe einzuholen. — Zu b): Die *körperliche Eignung* zum Besuche der Hauptschule ist nicht gegeben, wenn der Schüler ein besonders schweres Leiden hat, das in absehbarer Zeit nicht behoben werden kann und ihn voraussichtlich hindert, den Anforderungen der Hauptschule zu entsprechen. In Zweifelsfällen ist der Schularzt zur Beratung heranzuziehen. Jugendliche, die einen besonders auffallenden Mangel an Mut und Einsatz-

[6] Vgl. hierzu die Ausführungen in unserem in Anm. 1 genannten Beitrag über die Hauptschule S. 135ff. Dort wurde dieses neue Prinzip im größeren Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Schulpolitik beleuchtet und beurteilt.

[7] Erlaß über „Schülerauslese für die Hauptschulen" vom 3. Juli 1941, veröffentlicht u. a. im Amtlichen Schulblatt für Merseburg, Jg. 1941, Nr. 14, abgedruckt in „Wirtschaft und Recht", dem schul- und beamtenrechtlichen Beiblatt zur Reichszeitung „Der Deutsche Erzieher", Jg. 8, H. 8 vom 15. August 1941, S. 122.



An die Studenten

Die Ereignisse der letzten Wochen veranlassen mich, auf das Folgende **nachdrücklich hinzuweisen:**

Die Universität kann **Störungen des Lehrbetriebes,** wie sie mehrfach vorgekommen sind, nicht hinnehmen. Sie wird die ihr zu Gebote stehenden Mittel ausschöpfen, um gegen die Störer vorzugehen.

Der Dozent übt während de … staltung das Hausrecht aus. Er ist … der anderen Hörer verp … eitigung der Störung …

S … erung nicht verlassen, … **Hausfriedensbruch.**

… Hörsaal zu … s … echtigt, zur … de … iesem Falle … Maß dessen, … tigung der Störung … wendig ist, nicht überschritten werden.

Hamburg, den 29. Dezember 1967

Ehrlicher
Rektor